



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Edelleute, ihre Kinder können im Dienst leicht den erblichen Adel erhalten. Die Ehrenbürger haben viel reelle Rechte des Adels, Kopfsteuerbefreiung, Militärbefreiung, Befreiung von körperlichen Strafen. Eine ständische Gliederung besteht in Rußland nicht, und Rußland hat für dieselbe wenig Sympathie.

W o c h e n b e r i c h t .

Aus Berlin, 22. October. — Böckhs Rede gegen Stahl und gegen dessen Aufforderung zur wissenschaftlichen Umkehr ist uns, offen gestanden, weniger interessant in sich selbst als durch den Eindruck erschienen, den sie in den politischen Kreisen hervorgebracht hat. Als Stahl jenen feierlichen Unsin von seiner künstlichen Höhe heruntersprach, mochte er wol kaum darauf rechnen, daß der mystische paradoxe Einfall eine nachhaltige Polemik hervorrufen werde. Man kann sich doch nur zu einer Discussion angeregt fühlen, wo der gesunde Menschenverstand von vornherein mit Ja! oder Nein! entscheidet, oder wo die Frucht der Jahrhunderte nicht längst gepflückt ist. Wenn Herr Dr. Schöpfer eine Lanze gegen Kopernicus bricht, so mag sich der verrückte Prophet Karl Jacobi vom Kölner Fischmarke dafür interessieren. Das Publicum hat Besseres zu thun, als bei Stahl und Leo wissenschaftliche Romantik zu hören. Stahls Wirkung in den öffentlichen Vorlesungen über Staats- und Kirchensachen war stets dieselbe: bewies er, daß das constitutionelle Regiment eine Unmöglichkeit und eine Lüge, da nahmen ihn die von vornherein überzeugten jungen Leute gern beim Wort, und zogen daraus ihre hochrothen Consequenzen. Schloß er aber mit einem mittelalterlich feudalen Also — da lächelten sie und wußten, was davon zu halten war. Die Republikaner sollten Stahl gewähren lassen; nur die Mittelpartei könnte sich beunruhigen, wüßte sie nicht, daß der Radicalismus der Studenten in der Regel mit dem letzten Semester absolviert wird.

Es hat daher wol nicht leicht ein vernünftiger Mensch darüber eifrig nachgedacht, wie Stahls Theorien zu widerlegen wären. Nur in der Kammer, wo er seine eingeschulte Dialektik dem praktischen Egoismus der Rechten zu Gebote stellte, wo Leidenschaft, Ehrgeiz und politische Gewinnsucht mit ihm conspirirten, nur dort forderte er die Debatte heraus. Auf der Universität, in dem Reich der Ideen, konnte Böckhs Rede kaum einem dringenden Bedürfniß entgegenkommen. Sie war auch wol nicht für die Universität gehalten. Die Sensation war aber jedenfalls keine geringe, bei den Zuhörern wie draußen, als der Auszug in den Zeitungen erschien und dann auch bei denen, die es nicht Wort haben wollen, die sich in der gewöhnlichen blasirten Art der Decliner darüber vernehmen lassen. Indem diese amüsanten Kritiker den Eindruck von sich abwehren, beweisen sie, wie er ihnen zu schaffen macht.

Ob es überhaupt wohlgethan ist, solche Demonstrationen leichtthin wie veraltet oder abgethan zu behandeln, erscheint uns mehr als zweifelhaft. Einer unsrer bedenklichsten deutschen Fehler besteht darin, als fertig anzusehen, was wir im Geiste, wie die Phrase geht, überwunden haben. Die Engländer hatten ihre Vasis der Constitution, als noch nicht anderthalb Jahrhunderte, ihr erstes Haus der Gemeinen, als noch nicht zwei Jahrhunderte seit der normännischen Eroberung verfloßen waren. Wer ihnen

heutzutage die Segnungen der Feudalherrschaft predigen würde, könnte vielleicht, gelänge es ihm gehört zu werden, ein von Cornwall bis Northumberland schallendes Gelächter hervorrufen. Dagegen machen ihnen die sonderbarsten philosophischen und theologischen Vorurtheile noch viel zu schaffen, mehr vielleicht, als uns, die wir neben ihnen wie politische Plümpfer uns ausnehmen. Sie arbeiten aber rüstig an ihrer wissenschaftlichen Eman- cipation und gehen dabei, wie bei allem, was sie thun, sehr ernst zu Werke. Wir haben in der Politik, theils in philosophischem Hochmuth, theils in sittlicher Trivolität unsere guten Anfänge verzettelt, und lächeln, wenn im Lande der Hegel und Fichte für die freie Wissenschaft ein Wort verloren wird. Der Instinct des Publicums urtheilte richtiger. Die Aufnahme, die Böchs Rede zu Theil wurde, zeigte deutlich, wie die Besorgniß, hinter der verkehrten Theorie seines Gegners möchte der Gewissenszwang und der weltliche Groll gegen die Lehrfreiheit, sowie gegen freisinnige Schulmeister und Pastoren lauern, überall nicht verschwunden ist.

Das allein erklärt die Bedeutung, die man der Rede zuschrieb, und darin liegt ihr Vorzug. Der gelehrte Mann begnügte sich nicht, über die aufgestellte Absurdität die Achseln zu zucken, und er zog es bei der feierlichen Gelegenheit des königlichen Geburtstages vor, statt mit der hellenischen Nationalökonomie sich lieber mit den alltäglichen Angelegenheiten der Wissenschaft zu beschäftigen. Er sagte sich, wer die Freiheit der Forschung hemmen will, der ist nahe daran, die unabhängigen Geister zu knechten, das heißt einfacher, auf deutsch, sie durch Entziehung des Avancements, durch Disciplinarverfahren u. s. w. zur Apostasie ihrer Ueberzeugung zu drängen. Darum nahm Böchs das Wort für die Wissenschaft, die ihren Zweck in sich habe und sich keinem äußeren positiven Zwang unterwerfe. Der Grundsatz ist auf dem Gebiete der Wissenschaft selbst einfach wie das Einmaleins, aber in seiner Anwendung auf das reelle Leben ist er es keineswegs, und es war gewiß gut, daß er an jener Stelle, in einem Augenblick gehobener Stimmung, mit Wärme und in allgemein verständlicher Fassung ausgesprochen wurde*).

Aus Stuttgart. — Herr Baron v. Cotta, der reiche Buchhändler, gab kürzlich zur Einweihung seiner erweiterten Buchdruckerei den Angestellten des Geschäfts ein Fest, und hielt bei der Gelegenheit in seinem und seines Herrn Schwagers, des Barons Hermann v. Reischach, als Mitbesizers der F. G. Cotta'schen Buchhandlung, Namen eine im „Schwäbischen Mercur“ und der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ abgedruckte Rede, welche bei der einflußreichen Stellung des Redners, als Chefs der Cottaschen Familie und Verlagshandlung, vielleicht eher Besprechungen in den öffentlichen Blättern verdient hätte, als die Thronrede manches kleinen Fürsten. Daß Herr v. Cotta eine solche Rede hielt und drucken ließ, können wir nur loben. Dem Cotta'schen Verlage gehören nicht allein die ersten deutschen Klassiker an, sondern es kann dem deutschen Publicum gewiß auch nicht gleichgiltig sein, öffentlich aus dem eigenen Munde des Herrn v. Cotta zu vernehmen, in welchem Sinne er das Erbe seines berühmten Vaters bis jetzt verwaltet habe und künftig verwalten werde. Wir wollen hier weder die Klagen erneuern, welche wol über diese Verwaltung laut

*) (Anm. der Red.) Um Irrthum zu vermeiden, bemerken wir, daß wir Stahls wissenschaftliche Bedeutung, abgesehen von seinen handgreiflichen Sophistereien, höher anschlagen, als unser verehrter Correspondent.

geworden sind, noch an dem gerechten Selbstgefühl mäkeln, womit Herr v. Cotta seine bekannte ehrenwerthe thätige Theilnahme an den Arbeiten seines Geschäfts hervorhebt; dagegen tragen wir auch kein Bedenken, ein paar andere Stellen seiner Rede freimüthig zu commentiren. So können wir, offen gesagt, nur eine Phrase darin erkennen, wenn er die Kräfte seiner Untergebenen und Arbeiter nie zu etwas gebraucht zu haben behauptet, das gegen Christenthum, gute Sitte und gesellige Ordnung gegangen sei, und sie hierauf stolz zu sein ermahnt. Etwas gegen die genannten höchsten Güter zu unternehmen, daran würde Herr v. Cotta nicht nur durch seine Gesinnung, sondern auch schon durch seine gesellige Stellung ganz und gar verhindert sein, mit gerechtem Stolz würde er sich also nur auf den positiven Gewinn und die Opfer berufen können, welche er denselben gebracht hätte. Auch das erscheint uns als Uebertreibung, daß er nur dem „bleibend Schönen, Wahren und Guten“ diene. Dies ist eine Anforderung, die kein Verleger erfüllen kann. Als „bleibend Schönes, Wahres und Gutes“ besitzt Herr v. Cotta größtentheils von seinem Vater her die Werke Goethes, Schillers, Herders u. s. w., und er eifert jenem würdig nach, wenn er diese in wohlfeilen, kritischen und correcten Ausgaben fort und fort unter die Leute bringt. Solche Geister können nicht zweimal in einem Jahrhundert erstehen, und wir werden Herrn v. Cotta gewiß keinen Vorwurf machen, wenn auch das neue Gute, Wahre und Schöne, was seine Pressen uns liefern, größtentheils ephemere sein sollte.

Mit Befriedigung lasen wir in der Rede, daß Herr v. Cotta sich den unabhängigen und freien Herrn seiner Handlungen nennt. Er schlägt hiermit die Vorwürfe nieder, welche man ihm besonders in Beziehung auf die „Allgemeine Zeitung“ macht. Dann erlauben wir uns aber die Frage an ihn zu richten: ob er nicht die Haltung, um nicht zu sagen Haltungslosigkeit der „Allgemeinen Zeitung“ seit 1848, denn weiter wollen wir nicht zurückgehen, für einen Irrthum halte? Die Zeit ist eine andere geworden und die „Allgemeine Zeitung“ ist — wir sind so billig, dies zuzugeben — dieselbe geblieben.

Musik. — Die rheinische Musikzeitung gibt von dem großen Musikfest zu Karlsruhe (2. und 5. October) einen ausführlichen Bericht, aus dem wir die große Bedeutung dieses Ereignisses für jene Gegenden ersehen; der Berichterstatter sagt nämlich: „seitdem ich das musikalische Leben in hiesiger Stadt mittlebe und sämtliche Concerte besuche, d. h. seit 16 Jahren habe ich noch nicht alle Sinfonien Beethovens (die neunte gar nicht mitgerechnet), nur drei von Mozart und gar keine von Haydn gehört.“ Das ist ja schauderhaft! Wozu schreiben wir noch immer neue Musikstücke, wenn die alten großen zum Theil dem deutschen Volk noch ganz unbekannt sind! Hr. Liszt hat sich also kein geringes Verdienst erworben, daß er die musikalische Cultur diesen verwaorsten Gegenden genähert hat, wenn auch die Auswahl seiner Stücke etwas zu stark dem Zukunftsgeschmack angehört. Es ist nämlich aufgeführt worden: die neunte Sinfonie und die Concert-Arie *Ah perfido!* von Beethoven; die Arie *Parto* aus *Titus* von Mozart; ein Violinsolo von S. Bach (vorgetragen von Joachim, der auch ein eignes Concert gespielt hat); das Finale aus *Loreley* von Mendelssohn; die *Duvertüre zu Struensee* und die *Balsprieester-Arie* aus dem *Propheten* von Meyerbeer; die *Manfred-Duvertüre* von Schumann; Theile aus der dramatischen Sinfonie „*Romeo*

und Julie“ von Berlioz; die Ouverture zum Tannhäuser (zweimal) und Orchestervorspiel, Brautzug und Hochzeitmusik aus Lohengrin von Wagner; endlich Festgesang aus Schillers Künstlern und Clavier-Phantasia über die „Ruinen von Athen“ von F. Liszt. Ueber die beiden letzten, die uns nicht bekannt sind, sagt der Berichterstatter: „Liszts Festgesang war das einzige Stück, das deutliches Mißfallen erregte. Dissonanzen werden durch Dissonanzen aufgelöst, chromatische unklare Fortschreitungen, ohrzerreißende Vorhalte füllen das Ganze und lassen den Hörer nicht zur Ruhe kommen. Man konnte nie sagen, ob falsch gesungen wird, oder ob die Composition so gemeint sei.“ Und vom zweiten: „Von Durchführung eines Motivs, von Verbindung der verschiedenen Themas ist keine Rede; man findet nur lose Aneinanderkettung oft ganz heterogener Dinge.“ —

Die neue komische Oper von Taubert, „Joggeli“ (der Text nach Jerem. Gotthelf von H. Köster bearbeitet) scheint in Berlin kein Glück gemacht zu haben. In einem Artikel, der anscheinend das Gepräge der Wahrheitsliebe trägt, sagt darüber die (Berliner), deutsche Theaterzeitung: „Taubert ist ein gründlicher Musiker, die Grammatik der Musik hat er vollständig inne, er kennt Instrumentaleffecte ebenso wie alles was in das Fach der Harmonielehre schlägt, er zeigt für ihre Anwendung einen feinen Sinn, eine geschickte Hand, als musikalischer Dichter besitzt er endlich das Talent für das Naive — nur mitunter etwas forcirt und süßlich angewendet — und für das oberflächlich Sentimentale. Mit diesem Talent kann man allenfalls ein kleines Singspiel, niemals ein dreiactiges Werk schreiben, welches den Namen Oper prätendirt. Hierzu fehlt Herrn Taubert zunächst die Fähigkeit, mannigfaltig zu individualisiren, musikalische Charaktergegensätze zu schaffen, welche nur aus der Erfindung, nicht aus der Modulation hervorgehen können, denen die Modulation nur als Unterstützung dient. Hier entschädigt alle Kunst des Sages und der Behandlung, alle Feinheit und Reichthum der Form nicht für den mangelnden innern Nerv, das wirkliche und eigentliche musikalische Leben. Wie arm Taubert hieran ist, hat er in seinem neuesten Werk hinlänglich bewiesen. Er ist keineswegs ohne Melodie, wenn diese in vielen Fällen auch weniger Frische als Geziertheit besitzt; allein diese Melodie ist nur da von Wirkung, wo sie naive und etwa idyllische Momente wiederzugeben hat, es ist der Liedercomponist, welcher überall durchklingt. In Momenten, wo humoristische oder weitere Charaktergemäße Färbungen erfordert werden, wird der Componist entweder widrig, oder steif, trocken und schwerfällig im Ausdruck.“ —

Ein neues Lehrbuch der Zukunftsmusiker ist erschienen: „die Melodie der Sprache“ von Louis Köhler. (Leipzig, F. F. Weber). Es ist ziemlich komisch. —

Berlioz führt am 22. October in Braunschweig seinen „Faust“ auf. —

Im dritten Concerte des Gewandhauses wurden von Orchesterwerken eine Sinfonie von Haydn (D dur), eine Lustspielouverture von Julius Nieg und die Ouverture zum Freischütz aufgeführt. Als eine interessante Neuigkeit aus alter Zeit kann ein Concert für Clarinette von Mozart gelten, das von dem Orchestermitgliede Herrn Landgraf sehr brav vorgetragen wurde. Das Werk scheint aus der frühern Zeit Mozarts zu stammen, denn diese etwas zopfigen Motive und die theilweis noch dreistimmige Orchesterbehandlung finden sich in den spätern Arbeiten seltener vor. Hinsichtlich der contrapunktischen Behandlung überrascht die Composition an vielen Stellen, besonders im letzten Satz;

es finden sich hierin Feinheiten, wie sie in den Streichquartetten desselben Meisters sich nicht subtiler nachweisen lassen. Ein Fräulein Bergauer aus Prag, die dem Gerüchte nach für eine Anzahl Concerte engagirt ist, sang die große Sopranarie von Beethoven und später das Sopransolo in Gade's Frühlingsfantasie für 4 Solostimmen, Piano-forte und Orchester. Die übrigen Solostimmen waren durch gute hiesige Kräfte besetzt. —

Mit großem Vergnügen sahen wir in Leipzig die Aufführung des „Wasserträger“ (Les deux journées, 1800) von Cherubini, so vieles auch die Aufführung zu wünschen übrig ließ. Was uns bei dieser Oper zunächst so unendlich wohlthätig berührt, wie eine Oase in der Wüste, ist, daß man es mit bestimmten Formen zu thun hat: was man bei unserer Zukunftsmusik vollständig verlernt. Man kommt sich gradezu in eine neue Welt versetzt vor, in die wirkliche Welt der Kunst, aus dem Chaos von dampfenden Schmelzöfen, Hospitälern und Garküchen, das man heutzutage Poesie zu nennen versteht. — Wenn dieser wesentliche Vorzug sich auch in der ganzen Oper mehr oder minder geltend macht, so treten doch vorzugsweise einzelne classische Nummern hervor, namentlich die Ouverture und das erste Finale; in den übrigen, wenn man an die ungefähr gleichzeitigen nur durch ein Jahrzehent getrennten Opern Mozarts denkt, stört eine gewisse Armuth in der Erfindung. Der Text ist der Anlage nach gut, er könnte aber weit besser sein, wenn das roh Anekdotische vermieden wäre, das namentlich im letzten Act einen halb lächerlichen halb widerwärtigen, jedenfalls unzweckmäßigen Eindruck macht.

Bildende Kunst. — Seit dem 1. August hat der Kunsthändler Sachse in Berlin eine permanente Kunstausstellung eröffnet, welche gegenwärtig als Hauptzierde eine Copie der „Apotheose der Künste“ von Paul Delaroché enthält. Von diesem wunderbaren Gemälde, das sowohl durch die Mannigfaltigkeit seiner Figuren als durch die unzähligen sinnigen und geistvollen Beziehungen ein ungewöhnliches Interesse hervorruft, gibt das „Kunstblatt“ eine ausführliche und eingehende Beschreibung. — Kaulbach hat die Schlussgruppe für den Fries im „Neuen Museum“ vollendet; sie ist von demselben tiefsinnigen Humor wie die übrigen Arabesken dieser unvergleichlichen Schöpfung. Auch die Delstizze zu seiner „Sunnenschlacht“ ist fertig. Wir müssen gestehen, daß wir über die Farbausführung dieses im Carton so tiefpoetischen Gemäldes stets unsere Bedenken gehabt haben, und daß wir sie auch jetzt noch nicht ganz aufgeben können, trotz der glänzenden Beschreibung des Kunstblatts. „Wie vielleicht, sagt der Berichterstatter, sahen wir das Element der Farbe mehr durchgeistigt, mehr verklärt: die Beleuchtung hat einen grünlich fahlen Ton, so daß wir einen gespenstischen Geisterreigen, ein spukhaftes Nebelbild beim Schein eines Blizes zu erblicken glauben. Ja es liegt in der Farbe etwas Meteorhaftes, und es wird dem Beschauer dadurch die Empfindung gegeben, als husche das Ganze nur momentan an ihm vorüber. Man sieht deutlich die verschiedenen Localtöne, aber man erkennt sie rein durch das Medium einer von der Einbildungskraft erzeugten, sagenhaften Grundstimmung; man glaubt Traumgestalten zu erblicken.“ Ob solche romantische Intentionen sich mit dem classischen Farbenton, dem jedes Gemälde der höhern Gattung nachstreben sollte, und von dem Zeichlin in dem oben angeführten Werk eine so vortreffliche Darstellung gegeben hat, in Einklang zu bringen sind, wollen wir vorläufig dahingestellt sein lassen. — Nebenbei wollen wir unsere Leser auf die vortreffliche Leitung des „Deutschen Kunstblattes“, das für jeden

Freund der Kunst ein unentbehrlicher Leitfadn ist, noch einmal aufmerksam machen. — Am 16. October ist in Weimar eine Ausstellung von Cranach'schen Werken eröffnet worden. —

Theater. — In Weimar ist ein neues Lustspiel von Berger: „Maria von Medicis“ mit Erfolg aufgeführt. — In Leipzig haben wir jetzt „Ein Lustspiel“ von Benedix gesehen, und können dem Urtheil unseres Frankfurter Correspondenten nur beipflichten. — Die Aufführung von Hebbels „Judith“ veranlaßt uns zu einigen Bemerkungen. Zunächst halten wir eine verbindende Musik, welche die Zwischenacte ausfüllt, für unangemessen. Gegen eine Ouverture haben wir nichts einzuwenden, aber die Zwischenacte sind dazu da, daß man die Aufmerksamkeit einen Augenblick abspannt und sich den Eindruck, den man mitgenommen, klar macht, um auf das Folgende vorbereitet zu sein. Wird aber die Aufmerksamkeit nach einer andern Kunstleistung gewaltsam hingelenkt, so kommt in die Spannung etwas Unruhiges und Fieberhaftes, das den Kunstgenuß nur stören kann. Die Musik zum Egmont hat zuerst dies Unwesen hervorgerufen, aber auch in Beziehung auf dieses Stück wird jeder Unbefangene uns beistimmen. Ferner macht die „Judith“ wegen der Anzahl mithandelnder Personen Noth; es ist unmöglich, daß ein Stadttheater einige zwanzig männliche Personen besitze, die sprechen können, ohne Anstoß zu geben. Es wendet also Statisten an. Dadurch macht aber z. B. der ganze erste Act, der überhaupt ziemlich lose gearbeitet ist, einen durchaus lächerlichen Eindruck. Diesem ist nur dadurch abzuhelfen 1) daß dieselben Personen 2 Rollen übernehmen, eine im jüdischen, die andere im assyrischen Lager, 2) daß einige Rollen zusammengezogen werden, was auch leicht geschehen kann. Wer eine Tragödie als Kunstwerk aufnehmen will, wird uns zugeben, daß diese Bemerkung nicht unwichtig ist. — Was die Rolle der Judith betrifft (Holofernes spielt sich von selbst), so ist es natürlich, daß nicht das zur Anschauung kommen kann, was dem Dichter vorgeschwebt, und was er mit einer dämonischen (wir möchten eigentlich einen andern Ausdruck gebrauchen) Kraft wenigstens angedeutet hat — und, ehrlich gestanden! wir danken dafür den Musen und Grazien. Daß übrigens das Publicum das Stück nicht in seiner ursprünglichen Gestalt sieht, ist bekannt. Eigentlich wird Judith wirklich die Beute des Holofernes; sie vergift ihre erste Absicht, und rächt, indem sie dem Holofernes das Haupt abschlägt, ihren befleckten Leib an dem trunkenen Heiden. Ihre Landsleute müssen ihr das Versprechen ablegen, sie zu tödten, wenn sie dem Holofernes einen Sohn gebäre. — Dieser Schluß mußte geändert werden, und der Dichter hat ihn in der That geändert, aber damit allerdings dem Stück die Pointe abgebrochen. Was jetzt die Geschichte mit dem Manasse, der sein Weib in der Hochzeitnacht nicht berührt, weil das Gespenst Asmodi zwischen sie tritt, eigentlich soll, versteht niemand — in der ersten Fassung hatte es einen sehr realen Sinn, aber einen abscheulichen. —

Englische Literatur. — Wir haben bereits erwähnt, daß die Behandlung der orientalischen Frage einen großen Raum in der neuen englischen Literatur einnimmt. Fast überall sind die Ansichten entschieden gegen Rußland. So in einem neuen Werk: „Die Grenzlande der Christen und Türken; eine Reise in den Ländern der untern Donau in den Jahren 1830 und 1831.“ Von einem Mann, der 20 Jahre hindurch britischer Resident im Orient gewesen ist. Ebenso eine „Correspondenz zwischen

D. Bratiano und Lord Dudley Stuart über die Donaufürstenthümer“, und das von uns bereits erwähnte Werk: „Die Griechen und die Türken; oder Mächte und Aussichten des Morgenlandes“ von Eyre Evans Crowe, das aber mehr descriptiver Natur ist, und sich bei der Neigung des Verfassers, zu philosophiren, nicht selten in gewagten Paradoxien ergeht. — Reisebeschreibungen nach allen Gegenden der Welt sind gleichfalls in einem ziemlich großen Umfang vorhanden. Vortreflich ist eine spanische Reisebeschreibung: „Castilien und Andalusien“, von Lady Louisa Tenison, die sich zwei Jahre in jenen Gegenden aufgehalten hat. Ferner „Abenteuer einer Dame in Tartarei, Thibet, China und Kaschmir“, von Mrs. Hervey. Ferner eine Reise durch Nord- und Mitteldeutschland (Home Life in Germany) von Charles Loring Brace, der 1831 auch eine Beschreibung Ungarns herausgegeben hat. Der Gegenstand seiner Darstellung ist lediglich unser häusliches und geselliges Leben, mit der Politik beschäftigt er sich nur insofern, als sie auf die socialen Zustände Einfluß ausübt. Ein zweijähriger Aufenthalt hat ihm vielfache Gelegenheit gegeben, sich mit unsern Sitten bekannt zu machen, und er gibt z. B. von dem Hamburger Kaufmannstreiben, von dem Studentenleben u. s. w. Darstellungen, die auch den deutschen Leser interessiren müssen, denn es kann für uns nur nützlich sein, wenn wir unsere eigenen Fehler und Vorzüge einmal mit einem unbefangenen, an andere Verhältnisse gewöhnten Auge betrachten. — Aus dem Gebiet der Geschichte heben wir nur eine Monographie über Wycliffe hervor, von Robert Vaughan, der sich schon seit einer Reihe von Jahren mit diesem Gegenstand eifrig beschäftigt hat. — In die Mischgattung zwischen Poesie und Prosa gehören zwei Schriften: *Electra. A Story of Modern Times.* Von dem Verfasser von „*Rockingham*“ und: *Charles Delmer. A Story of the Day.* Beide geben sehr interessante Beobachtungen über berühmte Zeitgenossen, zum Theil hinter allerlei romantische Umhüllungen versteckt. — Aus dem Bereich der eigentlichen Dichtung führen wir an: *Blanche de Bourbon.* Ein episch-historisches Gedicht von William Jones, in dem von W. Scott geschaffenen romantischen Stil. — Endlich gehen wir auf die Shakespeare-Literatur über. Wir beginnen mit einem englischen Werk: *The Grimaldi Shakspeare. Notes and Emendations on the Plays of Shakspeare, from a recently — discovered annotated copy by the late Joseph Grimaldi, Esq., Comedian,* einer bittern Satire gegen Colliers Entdeckungen, und wenden uns dann zu der deutschen Literatur über denselben Gegenstand. — „Ueber Shakespeares religiöse und ethische Bedeutung. Eine praktische Studie von J. S. Nietmann.“ (St. Gallen, Huber u. Comp.). Der Verfasser gibt in der Vorrede selber an, daß diese Vorlesungen lediglich für Geistliche bestimmt sind, und daß sie „den Literaten vom Fache nichts, jedenfalls nichts Neues sein wollen und sollen.“ Und von diesem Standpunkte wollen wir sie auch auffassen: ein Geistlicher, der auf seiner Landpfarre wenig Gelegenheit hat, mit der Literatur gleichen Schritt zu halten, wird in diesem Büchlein viele nützliche und verständige Bemerkungen finden, und daraus erkennen, daß auch aus dem großen profanen Schriftsteller der echt christliche Geist sich vieles Gute aneignen kann. — Wir kommen noch einmal auf die beiden von uns bereits erwähnten Ausgaben von Professor Urici (Halle, Pfeffer) und Prof. Herrig (Berlin, Enslin) zurück. Wir haben die beiden Bearbeitungen von Romeo und Julie verglichen,

und würden unsererseits entschieden der Uricischen den Vorzug geben. Sie geht genauer auf die Kritik ein, ist vorzugsweise philologisch, wie das bei einer derartigen Ausgabe nothwendig ist, und macht etwas mehr Voraussetzungen an den Leser. Aber auch die andere Ausgabe (von Heussi besorgt) ist brauchbar, sie stimmt in vielen Punkten ganz mit jener überein, und da in solchen Dingen eine so naheliegende Concurrency auf die Ausgaben selbst nur nachtheilig wirken kann, so würden vielleicht die beiden Herausgeber am zweckmäßigsten handeln, wenn sie miteinander in Verbindung träten. Herr Prof. Herrig würde keinen bessern Bearbeiter finden, als Hrn. Prof. Urici, und die Theilung der Arbeit würde die Schnelligkeit des Erscheinens und die Brauchbarkeit der Ausgabe befördern. Das Unternehmen scheint uns mehr als irgend ein anderes zur Association aufzufordern. — Die Herrigsche Ausgabe enthält außer Romeo den Othello von Sievers und den Macbeth von Herrig. Die ästhetisch-philosophischen Einleitungen könnten füglich wegbleiben. — Warum aber auch Byrons Marino Falieri (bearbeitet von Brockerhoff) in diese Ausgabe mit aufgenommen ist, noch dazu mit sehr zahlreichen Anmerkungen, begreifen wir nicht. Bei neuern Schriftstellern setzt man voraus, daß wer überhaupt Englisch treibt, sie auch versteht, daß wenigstens die gewöhnlichen Hilfsmittel ausreichen. Statt dessen wären Ausgaben von Schriftstellern, wie Chaucer, Spencer u. s. w. viel zweckmäßiger. Für Byron scheint uns Tauchnitz (wenn nur die Correspondenz hinzugefügt würde!) vollkommen auszureichen. Die Ausgabe kann doch nur den Zweck haben, 1) wohlfeiler zu sein, 2) sprachliche Schwierigkeiten zu erläutern; beides fällt bei den neuen Schriftstellern, von denen wir schon Ausgaben besitzen, weg.

Mit großer Genugthuung bemerken wir in England wie in Frankreich eine allgemeine Reaction des gesunden Menschenverstandes gegen die romantischen Formen, welche der überschwengliche Idealismus in der Kunst hervorgerufen hat. Wir haben in unsern Berichten über die englische Literatur mehrfach auf die Formverwirrung hingewiesen, welche in der Prosa durch Carlyles, in der Poesie durch Shelleys Beispiel hervorgerufen ist, und welche der gesunden Natur des englischen Volks Hohn spricht. In dem Octoberheft von Frasers Magazine finden wir einen ganz vortrefflichen Aufsatz: Alexander Smith and Alexander Pope, in welchem die altclassische Schule gegen die Neuerungen vertreten wird, die im wesentlichen darauf ausgehen, alle Kunstformen durcheinander zu werfen. Den talentvollen jungen Dichter, der zu dieser Kritik Veranlassung gegeben hat, haben wir bereits erwähnt. Da wir die Sache des gesunden Menschenverstandes für eine gemeinsame betrachten, die alle Nationen gleichmäßig angeht, werden wir von Zeit zu Zeit auf verwandte Erscheinungen in der englischen und französischen Kritik aufmerksam machen. — Das Octoberheft von Bentleys Miscellany gibt eine kurze Anzeige neuer Romane: den oben erwähnten „Charles Delmer“, ferner „Christie Johnstone“ von Charles Reade (Verfasser von „Peg Woffington“), welche Novelle sich unsern Dorfgeschichten nähert, „Silas Barnstarke“, ein historischer Roman aus den Zeiten Cromwells, und „Bleak House.“ —

Wie die für Deutsche eingerichteten Ausgaben englischer Werke, so mehren sich auch die poetischen Uebersetzungen. Es liegen uns gleichzeitig drei neue Werke vor: „W. Scotts poetische Werke. Deutsch von Alex. Meidhardt. 1. Bd.“ (Das Fräulein vom See) (Darmstadt, Leske). Jeder Versuch, diese schönen Werke dem deutschen

Publicum näher zu führen, kann uns nur willkommen sein, schon als Symptom der wiedererwachenden Neigung für diese echte Poesie, die noch lange fortleben wird, wenn der Schwulst der modernen Welterschmerzgedichte lange vergessen ist. — Ferner: „Gedichte von Alfr. Tennyson. Uebersetzt von W. Herzberg.“ (Dessau, Kay.) Tennyson ist eine hoch poetische Natur, seine Empfindungen sind edel, stark und bewegt, und der Fluß derselben melodisch. Aber er gehört zu jener Schule der Shelley, Bailey, Browning u. s. w., die geflissentlich jeden Stil und jede Kunstform abwirft, die Gestalt und Physiognomie in eine reizende, aber zerfllossene romantische Dämmerung begräbt und sich die unmögliche Aufgabe stellt, bloße Stimmung ohne Object zu entwickeln. Aber Tennyson ist der bedeutendste dieser Schule, und verdient wol in Deutschland näher bekannt zu werden. Dem Uebersetzer ist es wenigstens theilweise gelungen (ganz ist es bei einer so ausgedehnten Sammlung nicht möglich), den zarten poetischen Dufte des Originals festzuhalten. — Endlich: „Rose und Distel, Poesien aus England und Schottland, übertragen von Gisbert Joh. Vincke.“ (Dessau, Kay.) Eine schöne Auswahl historisch interessanter Gedichte und Volkslieder, meistens gut überfetzt; nur hätte der Uebersetzer das bekannte Gedicht „Edward! Edward!“ nicht an die Spitze stellen sollen, denn die Herdersche Uebersetzung ist in ihrer Einfachheit viel schöner und ausdrucksvoller. —

Noch machen wir auf eine deutsche Monatschrift aufmerksam, die seit dem 4. Januar d. J. in London erscheint: „Deutsches Athenäum. Zeitschrift für deutsche Literatur und Kunst.“ Der Leitartikel der ersten Nummer beginnt mit folgenden Worten: „Wie verrottet und vollständig abgenutzt das ganze poetisch literarische System Deutschlands ist, wird ein jeder bemerken, der nur einigermaßen im Stande ist, unsere Verhältnisse zu verfolgen. Daß die Zeitungen jetzt sämmtlich von den Regierungen eddirt (NB. das Wort kommt später noch einige Male vor) und geschrieben werden, kann man unmittelbar behaupten; denn die Erbärmlichkeit der deutschen Zeitungspressen, mit Ausnahme einiger Nord- und Westdeutschen Zeitungen, ist zu offenbar, als daß es sich von irgend einer Seite in Frage stellen ließ. . . Die Nationalzeitung ist in Preußen verboten, so daß die Presse jetzt in der That in Regierungshänden ist“ u. s. w. — Wenn man erfundet, sollte man das Gesetz der Wahrscheinlichkeit beobachten, und der Redacteur einer Zeitschrift für deutsche Literatur sollte wenigstens soviel wissen, daß die Nationalzeitung in Berlin erscheint, daß Berlin in Preußen liegt, und daß ein Verbot für Preußen also das Aufhören der Nationalzeitung überhaupt bedingen würde. — Uebrigens erfahren wir bereits im 3. Hefte, daß die Ansicht von der Erbärmlichkeit der deutschen Literatur nicht über die Zeitungen hinausgeht; so werden S. 4 „die Ritter vom Geist“ der großartigste Roman Deutschlands genannt, „in welchem deutsches Leben mit großer männlicher Kraft, lebendig, geistreich und künstlerisch dargestellt worden ist. Gupkow hat in diesem Meisterwerk den Roman endlich in jene Höhe gebracht, wonach wir (Göthe u. s. w.) hundert volle Jahre vergeblich gestrebt haben.“ Was wollen wir also noch weiter? —

Französische Literatur. — Mit dem 6. Bande hat Barante seine ausführliche und, wenigstens im ganzen, objectiv gehaltene Geschichte des Nationalconvents beendet. — Auch die vortreffliche Monographie von Charles de Remusat über Bolingbroke und seine Zeit hat ihre Vollendung gefunden. — Gustave Planche

hat seinen Streifzug gegen das neufranzösische Theater fortgesetzt und nachgewiesen, daß die antitürkische Schule: Ponsard, Augier u. s. w. nach derselben Richtung sündigt, wie die gothische Schule B. Hugos, daß sie nämlich das Costüm und andere Zufälligkeiten über den einzig würdigen Stoff der Poesie, über die menschliche Seele hervorhebt; und daß die Komödie durch das Aufgeben der Charakterzeichnung zu Gunsten der Intrigue nahe dabei ist, in denselben Irrthum zu verfallen. —

Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften. Herausgegeben von Karl Lachmann. Aufs Neue durchgesehen und vermehrt von Wendelin von Maltzahn. Erster Band. Leipzig. G. J. Göschensche Verlagshandlung. 1833. 637 S. in gr. 8. — In dem Prospectus, worin die in einer Hand vereinigten J. G. Cottasche und G. J. Göschensche Buchhandlungen vor etwa einem Jahre die wohlfeilere Ausgabe der bekannten 9 deutschen Classiker ankündigten, mußte zweierlei auffallen, erstens: daß „niemand durch die Subscription zu Abnahme einer bestimmten Anzahl von Bändchen verbindlich gemacht werde“, daß „jeder zurücktreten könne, wenn es ihm beliebe“, während es doch zugleich hieß: „Einzelne Autoren oder Bände werden nicht abgegeben“, während also niemand nach Belieben zurücktreten konnte, falls er nicht von einzelnen der 9 Autoren einige beliebige Bändchen besitzen und sein Geld hierfür wegwerfen haben wollte. Zweitens verdiente es an diesem für das große Publicum bestimmten Prospectus Tadel, daß darin „Lessing“ ebenso wie „Goethe“, „Schiller“ u. a. m. aufgeführt wurde, während die beiden Buchhandlungen von ihm doch nur die Auswahl in acht Bänden in Schillerformat geben wollten, und dies auch in dem dem großen Publicum nicht zugänglichen Buchhändlerbörseblatt ankündigten.

Nichtsdestoweniger freuen wir uns über die obige zweite Auflage der Lachmannschen Ausgabe sämtlicher Lessingscher Werke. Dieselbe war dringendes Bedürfnis geworden, da die erste, Berlin 1838 bis 1840 erschienene Ausgabe längst vergriffen und einzelne Exemplare davon zu hohen Preisen gesucht waren.

Die dem ersten Bande vorgedruckte Buchhändleranzeige gibt die nicht unbedeutenden, zum Theil bisher noch nie gedruckten „Vermehrungen“ dieser zweiten Ausgabe an, die wir also mit vollem Dank gegen den Herausgeber, wie gegen den Verleger zu begrüßen haben. Da sie aber in derselben Druckerei der J. G. Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart gedruckt wird, wie die große Ausgabe der Goetheschen Werke in XXX. Bänden, 1830 — 1834, diese aber bekanntlich übermäßig von Druckfehlern entsetzt ist, so hielten wir es für Pflicht, uns zu überzeugen, ob diese Auflage der Lessingschen Werke eine sorgfältigere Correctur erfahren habe; denn was hilft aller Fleiß des entfernt wohnenden Herausgebers, was das Tilgen früherer Druckfehler, wenn in Stuttgart die Correctur Goethescher oder Lessingscher Werke den in den Cottaschen Druckereien auch für alles Andere angestellten Correctoren anvertraut ist. Nach demjenigen, was wir daher in diesem ersten Bande nachgelesen, zu urtheilen, scheint seine Correctur besseren Händen anvertraut gewesen zu sein, da aber die Correctur der Goetheschen Werke mit jedem Bande nachlässiger wurde, so wollen wir nicht verfehlen, diejenigen Druckfehler zu bemerken, welche dieser erste Band der zweiten Ausgabe auf den von uns verglichenen Blättern vor der Lachmannschen voraus hat: S. 418, Z. 5 v. o.

ist falsch gedruckt Sorgen st. Sorge; S. 425, Z. 8 v. o. Einwilligung st. Einwilligung; S. 521, Z. 21 v. o. steht nach worden falsch ein Punktum st. des Fragezeichens bei Lachmann; S. 592, Z. 13 v. o. steht daran, während Lachmann dran hat. S. 608, Z. 9 v. o. steht wenn es st. wenn er; S. 645, Z. 11 v. u. völlig st. nicht völlig; S. 643, Z. 11 v. u. muß statt des auch bei Lachmann stehenden vernehme wahrscheinlich vornehme gelesen werden. S. 260, Z. 2 v. o. st. Färberpferd l. Färberpferd; S. 266, Z. 20 v. o. st. ó, óti l. ó,τι; S. 267, Z. 27 v. o. st. Minen l. Mienen; S. 285, Z. 13 v. u. st. ihnen l. Ihnen; S. 288, Z. 8 v. u. st. keufft l. keifft; S. 334, Z. 20 v. o. st. Ribbenstoße l. Ribbenstoße; S. 345, Z. 7 v. o. st. daß l. da; S. 367, Z. 12 v. o. st. verschunpft l. verschunpft; S. 450, Z. 2 v. o. st. wohlgeachteten l. wohlgemachten (welches nach Analogie des französischen adj. bien fait und nach dem Zusammenhange wohlgestalteten bedeutet); S. 469, Z. 14 v. o. st. Ihnen l. ihnen; S. 479, Z. 2 v. u. st. herschreiben l. herschrieben; S. 485, Z. 4 v. o. st. bedaure l. betaure (ein mehrmals vorkommender Druckfehler oder Verstoß gegen die von Maltzahn wie von Lachmann beibehaltene Lessingsche Rechtschreibung). Alle diese Druckfehler, welche nur in dem von uns verglichenen prosaischen Theile dieses ersten Bandes, S. 259—637, vorkommen, finden sich nicht in der ersten Auflage von Lachmann. S. 446, Z. 12 v. o. Schuldner st. Gläubiger steht auch bei diesem, wird also ein Lessingscher Schreibfehler sein. Ebenso haben beide (Maltzahn S. 449, Z. 7 v. o.) Lösungswort st. Losungswort. Den poetischen Theil, S. 3—256 haben wir nicht verglichen. Von allen diesen Druckfehlern ist nur der eine, das ausgelassene nicht, des Nennens werth, und sollte der ganze Band, den wir nur an zwei kürzern Stellen gelesen haben, keine weiteren Druckfehler enthalten, so darf man gewiß zufrieden sein. Dagegen wollen wir zur Rechtfertigung unseres Mißtrauens und zu künftigen Nutzen nachträglich einige neue Bemerkungen über die Ausgabe der Goetheschen Werke von 1850 und 1851 in XXX. Bänden in gr. 8. machen: Band 1, Seite 89, Zeile 12 von oben lies Vertraue statt Vertraure; S. 102, Z. 5 v. o. l. Du st. Da; S. 143, Z. 14 v. o. bau' st. bau; S. 184, Z. 1 v. o. nichts st. nicht; S. 185, Z. 6 v. o. leert' st. leert; S. 225, Z. 2 v. u. l. reichem st. reichen; S. 257, Z. 3 v. o. sie st. jen'; S. 279, Z. 3 v. u. Winkte st. Winkt; S. 280, Z. 9 v. u. l. Munter st. Mutter; S. 283, Z. 5 v. o. l. gegrühet st. begrüßt; Z. 6 v. u. biß st. bis; S. 346, Z. 18 v. o. l. Sprichst st. Sprachst; S. 347, Z. 1 v. u. l. von Hause st. vom Hause; S. 340, Z. 12 v. u. verwundert st. verwundet; S. 346, Z. 7 v. o. beforschet st. erforscht; S. 349, Z. 3 v. u. l. es st. er. Alle diese Fehler finden sich nicht in der Ausgabe letzter Hand. In der Ausg. l. H., sowie in frühern hieß es auch in der Ballade Der Sänger: „Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel, Eine goldne Kette reichen“ und: „O wohl dem hochbeglückten Haus“, was die Ausgabe von 1850 nach dem Vorgange der Stereotypausgabe von 1840 willkürlich verändert und verschlechtert hat. Aus der Ehre ist ein Lohn und das hochbeglückte Haus ein dreimal hochbeglücktes geworden.

Politische Broschüren. — „Die Verfassungsfrage in Kurhessen auf ihrem jetzigen Standpunkte. Den deutschen Stände-Mitgliedern gewidmet.“ (Leipzig, Remmelmann) setzt mit Würde und gründlicher Durcharbeitung der Thatfachen die gegenwärtigen Conflicte über die neuen hessischen Verfassungsprojecte auseinander, die noch in diesem Monat zum Austrag kommen müssen. Einen ersten und bitteren Rückblick auf die Vergangenheit thut eine zweite Broschüre: „Die angebliche Steuerverweigerung in Kurhessen und der Proceß gegen die Mitglieder der aufgelösten Ständeversammlung. Beleuchtet auf Grund der Landesprotocolle und anderer officieller Actenstücke.“ (Braunschweig, Bieweg u. S.) Wir fürchten, die Sache des Gesetzes und der Continuität politisch conservativer Interessen ist dort hoffnungslos, aber man thut doch recht daran, dafür zu kämpfen, solange noch zu kämpfen möglich ist. — Ein „Botum über die neuesten Vorlagen der k. Regierung an die allgemeine (Hannoversche) Ständeversammlung, die Abänderung des Verfassungsgesetzes vom 5. Sept. 1842 betreffend“, vom Prof. Zacharia in Göttingen (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht), entscheidet sich wenigstens theilweise für jene Abänderungen, gegen unsere Ueberzeugung, obgleich wir das Gewicht der angeführten Gründe nicht verkennen wollen. — „Die Schweiz nach ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Studien von Severus.“ (St. Gallen in Bern, Huber) beleuchtet einige stark hervortretende Schattenseiten in historischer Aufeinanderfolge mit patriotischem Eifer. — Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir als ein brauchbares Büchlein: „Das Postwesen unserer Zeit. Abhandlungen und Mittheilungen über alles Wissenswerthe in den Einrichtungen und Reformen des Postwesens aller Länder, des Postzeitungsvertriebs und aller dahin einschlagenden Zweige.“ Von Heidemann und Hüttner. 1. Heft. (Leipzig, Geibel). —

Neue Novellen. Deutsche Bibliothek. Sammlung auserlesener Originalromane. Von D. Müller. (Frankfurt a. M., Meidinger). — Der erste Roman dieser Sammlung: „Afraja“ von Th. Mügge ist nun vollendet. Wir können ihn im ganzen als gelungen bezeichnen. Herr Mügge hat sich wieder der Schule W. Scotts zugewendet, und er hat recht daran gethan, da er nebenbei die neuen Errungenschaften von Immermann (im Hoffschulzen) und Sealsfield (im Nathan u. s. w.) nicht unbenutzt gelassen hat. Der Roman spielt in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in den nördlichen Gegenden Norwegens. Alles was zur Schilderung und Beschreibung gehört, ist ganz vortrefflich, auch die Menschen, insofern sie beschrieben sind; ebenso Sitten, allgemeine Charaktertypen u. s. w. Die gelungenste Figur ist der verschmitzte Kaufmann Helgestad, wenn er auch nach unserm Geschmack ein wenig zu sehr ins Häßliche schillert. Wo dagegen der Roman in das innere Seelenleben übergeht, ist die Arbeit flüchtig, die Motive gehen auseinander, wir finden keinen Zusammenhang. Die Frauen sind schlecht: bei ihnen ließ sich jenes äußerlich descriptive Talent nicht anbringen. Die etwas überschwungliche Samgeden-Romantik, die sehr stark an ähnliche Sünden W. Scotts erinnert, hätte etwas mehr in den Hintergrund treten sollen. Bei alle dem ist der Roman eine dankenswerthe Bereicherung unserer Novellen-Literatur, und gibt dem Genre der Dorfgeschichten durch Beziehung auf ein neues Gebiet (das Handels- und Fischerleben) und auf geschichtliche Verhältnisse einen neuen Inhalt.

Libussa. Jahrbuch für 1854. Herausgegeben von P. A. Klar. 15. Jahrgang, mit dem Porträt des Fürsten F. Schwarzenberg und zwei gestochenen Kunstblättern. Prag, Calve. Leipzig, Hübner. — Die Haltung dieses Taschenbuchs im allgemeinen ist bekannt. Der diesjährige Jahrgang enthält, außer einer „Morgenpromenade in Wien“ vom Fürsten Schwarzenberg (dem „Lanzknecht“) lyrische Beiträge von Rößler, Egon Ebert, Seidl, Hansgirt, Sveda, Habel, Müll, Uffo Horn, Reizenbeck, J. Bayer u. s. w. und Novellen von Broschko, Schloenbach, und Kittl. — Was uns in diesem Taschenbuch unangenehm berührt, ist der zudringliche Servilismus, namentlich in den Gedichten von Rößler. Es war schlimm genug im Jahre 1848, als jeder Bagabund, der reimen konnte, tyrannenmörderische Gedichte machte, aber dieses verzückte Imstaubeliegen vor der Macht ist doch noch widerwärtiger.

Falk. Eine Erzählung von Siegfried Kapper. (Dessau, Kog). — Eine Novelle aus dem specifisch jüdischen Leben, mit verschiedenen episodischen Erzählungen und Märchen durchflochten, übrigens im ganzen einfach und gemüthlich dargestellt, und zwar so, daß man für das jüdische Familienleben, wie es hier geschildert wird, keine besondern Sympathien gewinnt. Unrecht thut der Verfasser, wenn er S. 43 die Art und Weise, wie nach seiner Versicherung unter den reichen Juden die Heirathen geschlossen werden, auf die ganze civilisirte Welt ausdehnt. Die Romantik, oder besser die Natur, spielt in solchen Dingen bei uns doch noch immer eine nicht zu verachtende Rolle. —

Originale. Genrebilder aus der Wirklichkeit von Arnold Schloenbach. 2 Bde. (Breslau, Trevendt und Granier.) — „Noch einige Zeit, sagt der Verfasser in der Vorrede, und wir haben keine Originale mehr. Dampf, Politik und kohlenfaures Wasser machen die Menschen sich einander ähnlich, langweilig ähnlich. Da wollte ich denn nun einige der frappantesten aus dieser vergehenden Welt der Originale rasch noch festhalten, gleichsam als Studien für diese vergehende Zeit.“ — Inwiefern trägt das kohlenfaure Wasser dazu bei, die Menschen einander ähnlicher zu machen? Wir dächten, durch vieles Biertrinken wird die Individualität auch nicht grade gefördert. — Was den Werth von „Originalen“ betrifft, so kommt es wol vorzüglich darauf an, daß sie entweder einen starken sittlichen Inhalt mitbringen, oder daß sie komisch zu idealistren sind. Beides findet sich in den „Originalen“ von Dickens, Gotthelf, Auerbach und ähnlichen Dichtern in hohem Maße verbunden. Dem Verfasser ist es nur stellenweise gelungen, das eine oder das andere zu erreichen, wenn wir auch den Fleiß, mit dem er individuelle Züge gesammelt hat, gern anerkennen wollen. —

Zur orientalischen Frage. — Wir sind jetzt in ein Stadium gekommen, in welchem der Krieg zwischen Rußland und der Türkei unvermeidlich erscheint, wenn es auch noch zweifelhaft ist, ob das übrige Europa darin verwickelt wird. Da wir also noch vorläufig neutral sind, und bis zu einem gewissen Grad eine freie Meinung über die Sache aussprechen können, müssen wir diese Frist rasch benutzen, um über das ruhmvolle Benehmen der türkischen Regierung einige Worte der Anerkennung auszusprechen. Vor solchen Thatfachen sollte das Gefasel von türkischen Barbaren doch endlich verstummen! Diese Verbindung von Heldenmuth — denn es gilt einen Verzweiflungskampf gegen einen zehnfach überlegenen Feind, dabei eine Ueberzahl erbitterter Griechen im Rücken und sehr zweideutige Verbündete zur Seite —, Mäßigung — denn die feinsten For-

men des diplomatischen Anstandes sind beobachtet, und in Bezug auf den Verkehr die anerkanntenswertheste Humanität ausgeübt, — Ausdauer und Entschlossenheit, denn die Rüstungen sind, bei schwächeren Kräften, etwas anders betrieben, als gewisse Rüstungen von 1830, — und Gerechtigkeit — denn wenigstens bis jetzt hat die Pforte nur Unrecht erlitten, nicht Unrecht gethan: — welche europäische Nation seit dem Jahre 1815 hat sie wol gezeigt? — Es bleibt allerdings noch die Hauptprobe übrig, wie sie sich schlagen werden; im übrigen kommt auf den Ausgang nichts an. Wir haben nie daran gezweifelt, daß die Türkei ihrem allmäligen Untergang entgegengeht, denn ein Staat, in dem die herrschende Minorität kein Mittel hat, die Majorität allmälig zu sich heranzuziehen, ist auf die Dauer nicht haltbar: aber wenn sie so untergeht, wie es jetzt den Anschein hat, so sollte sie wol mancher stolze Staat um das edle Verhängniß beneiden, der jetzt mit Achselzucken auf sie herabsteht.

Notizen. — Malerische Feierstunden. Illustrierte Volks- und Familien-Bibliothek zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse. Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen. (Leipzig, D. Spamer.) Der 1. Band enthält das „Buch der Erfindungen“ von L. Thomas und L. Bergmann, und zwar: die Buchdruckerkunst, das Schießpulver, den Blitzableiter, Magnetismus und Elektrizität, den Telegraphen, den Luftballon, Mikroskop und Teleskop, Daguerreotypie, die Dampfmaschinen, Eisenbahnen und Dampfswagen und die Baumwollen-Spinnerei.

Wegweiser nach und in Australien. Seereise-Tagebuch von Hamburg nach Sidney im J. 1852. Praktischer Rathgeber und Reisehandbuch für deutsche Auswanderer nach Australien, insbesondere nach den Goldminen. (Verlags-Comptoir in Potsdam). — Die beste Empfehlung für das Büchlein ist, daß sich A. v. Humboldt günstig darüber ausgesprochen hat. —

Der Schweizerische Hausbote. Kalender a. d. J. 1854 von Theod. Meyer-Merian. Mit 50 Holzschnitten. Basel, Schweighäuser. — Enthält eine Reihe entsprechender Schweizer Dorfgeschichten. —

Briefsteller für die weibliche Jugend. Vom Consistorialrath Hartmann, 3. Aufl., nach des Verfassers Tode bearbeitet vom Oberlehrer Winter. Leipzig, Wöller. — Ein Handbuch von anerkannter Brauchbarkeit. —

Ueber das Immergrün unserer Gefühle, von Jean Paul. Neuer Abdruck. Berlin, Enslin. — Eine sehr elegante, zu Weihnachtsgeschenken geeignete kleine Ausgabe. —

Dr. G. A. Fahn in Leipzig, bekannt durch seine astronomischen Schriften, wird vom 29. October an jeden Montag Abends 8—9 Uhr Vorlesungen über Witterungslehre halten. —

Der namentlich in philosophischer Beziehung ausgezeichnete hinterlassene Bücherschatz Gottfried Hermanns wird noch vor Ostern zur öffentlichen Versteigerung kommen. Der Katalog ist bereits unter der Presse. —

Her ausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. V. Herbig**
in Leipzig.

Druck von **C. C. Elbert** in Leipzig.